

Einige neue katholische Thesen zur Ökumene

von Bischof Dr. Gerhard Feige

veröffentlicht zum Reformationstag 2009

1.

Nicht immer wird unter „Ökumene“ dasselbe verstanden. Während katholischerseits sich damit fast ausschließlich die zwischenkirchlichen Bemühungen um die Einheit der Christen und die Überwindung der Konfessionsgrenzen verbinden, gebraucht man evangelischerseits diesen Begriff auch oder sogar mehr für rein innerprotestantische Partnerschaftsbeziehungen über die Grenzen der eigenen Landeskirche hinaus und im Hinblick auf das vielfältige Engagement für die „Eine Welt“. Dazu gehören dann solche Themen wie Migration und interreligiöser Dialog, Entwicklung und Umwelt sowie Friedensarbeit. So kann z. B. ein Ökumene-Zentrum eröffnet werden, ohne dass das mit anderen Kirchen irgendetwas zu tun hat. Darum unterhält man in manchen Regionen auch für die Kontakte zur katholischen Kirche ein eigenes „Catholica“-Referat. Es ist also nicht ganz unbedeutend zu wissen, was gemeint ist, wenn von „Ökumene“ gesprochen wird, und welchen Stellenwert man ihr in der jeweiligen Kirche bezüglich des interkonfessionellen Verhältnisses beimisst.

2.

Meistens pflegen solche Christen ökumenische Kontakte, die schon ein Gespür für die Denk- und Lebensweise der jeweils anderen Kirche haben. Bei theologischen Gesprächen hat das manchmal zur Folge, dass man schon in relativ kurzer Zeit erfreuliche Übereinstimmungen erkennt und zu wegweisenden Ergebnissen kommt, diese aber von anderen Vertretern der beteiligten Kirchen nicht unbedingt akzeptiert werden. Dieses Dilemma divergierender Richtungen in ein und derselben Kirche verhindert manchen Fortschritt und führt gelegentlich zu regelrechten Zerreißproben. Zugleich verunsichert es die Dialogpartner und Entscheidungsträger der anderen Kirche und lässt fragen: Was gilt nun? Wer ist repräsentativ? Auf wen kann man sich noch verlassen? Andererseits gibt es neuerdings Gruppierungen aus verschiedenen Kirchen, die bislang durchaus nicht ökumenisch gesinnt waren, die aber hinsichtlich bestimmter ethischer Anliegen inzwischen über Konfessionsgrenzen hinaus mit ähnlich denkenden Kreisen Zweckbündnisse eingehen. Schon seit längerem hingegen sehen sich auch verschiedene geistliche Bewegungen dazu herausgefordert, auf sehr persönliche Weise die christliche Einheit zum Ausdruck zu bringen und zu vertiefen. Ökumenisch bedeutsam sind außerdem so viele konfessionsverschiedene oder -verbindende Ehen und Familien, die unter der Trennung leiden, Aktionsgruppen, die sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen, Theologen mit einem weiten Horizont und einem Gespür für die Zeichen der Zeit, christliche Politiker, die sich den weltanschaulich veränderten Bedingungen unserer Gesellschaft zu stellen haben, soziale Einrichtungen, Schulen, Kindertagesstätten und Verbände in schon lange nicht mehr konfessionell homogener Zusammensetzung sowie die Kirchenleitungen und die Gemeinden vor Ort mit ihren unterschiedlichen zwischenmenschlichen und institutionellen Erfahrungen

von Ökumene. Auf allen Ebenen findet man also Christen, die ökumenisch aufgeschlossen sind, eine größere Einheit herbeisehnen und dafür einiges bewegen. In allen Kirchen sind es aber immer noch zu wenig.

3.

Neben ökumenischen Sammlungsbewegungen gibt es fast überall auch antiökumenische Kräfte und auseinanderstrebende Gruppierungen. Für viele ist Ökumene immer noch ein Fremd-, Reiz-, Phantasie-, Füll- oder sogar Unwort. Mancherorts – wie in Jerusalem – kann man höchstens von einer „Mietshaus-Ökumene“ sprechen, einem notdürftig pragmatisch geregeltem, aber oberflächlich bleibendem Nebeneinander. Im Bild gesprochen ist geklärt, wer zu welcher Zeit den Hausflur reinigt und die Tür abschließt, und es gibt auch kurze Treppengespräche – aber mehr nicht, keine wirklich gemeinsamen Überzeugungen und Anliegen oder Gebete und Gottesdienste. Dagegen sollte recht verstandene Ökumene weder Diplomatie noch Technik sein, sondern vielmehr „die Kunst, Misstrauen zu überwinden, Vertrauen aufzubauen, Freunde zu gewinnen und Freundschaften zu stiften“ (Walter Kardinal Kasper). Dies gilt es noch stärker zu beherzigen und bei aller regionalen Ungleichzeitigkeit ökumenischer Entwicklungen situationsgerecht zu entfalten.

4.

Verschiedene Verwerfungen und Feindbilder der Vergangenheit haben sich als Klischees und Vorurteile so eingefleischt, dass sie trotz gegenteiliger theologischer Klärungen und kirchlicher Reformen in den letzten Jahrzehnten aus Unkenntnis oder anderen Motiven hartnäckig weitertradiert werden (z. B. Katholiken würden nach wie vor Heilige anbeten, sich von Sünden freikaufen oder nicht den so genannten Laienkelch erhalten). Auch stimmen die Vorstellungen, die viele sich von außen über die anderen Christen machen, oftmals nicht mit der innerkirchlichen Wirklichkeit überein. So lesen Protestanten z.B. römische Papiere manchmal viel schneller und begieriger, weil das ihrem Bild von einer „zentralistischen Papstkirche“ entspricht, während Katholiken selbst differenzierter und „familiärer“ damit umgehen können. Um ökumenisch voranzukommen, sollte man keine Mühe scheuen, sich gegenseitig noch besser auf dem jeweils neuesten Stand von Lehre und Praxis wahrzunehmen. Das gilt besonders auch im Blick auf die Orthodoxen Kirchen, über die in unseren Breiten z. T. nur verschwommene Vorstellungen kursieren und gegenüber denen manche ihre Vorbehalte haben, vor allem, was deren Verhältnis zur Moderne und Postmoderne betrifft. Eine gute Übung ist es da bei gemeinsamen Gesprächen, wenn jede Seite erst einmal versucht, die Position der anderen darzustellen.

5.

Von großer ökumenischer Bedeutung ist die Beantwortung der Frage: In welchem Verhältnis sehen sich die einzelnen Kirchen zur „una sancta catholica et apostolica ecclesia“ des allen gemeinsamen Glaubensbekenntnisses? Die einen beanspruchen exklusiv, diese eine und einzige Kirche zu sein; andere meinen inklusiv, diese sei bei ihnen verwirklicht, man erkenne die anderen aber auch als „Mittel des Heiles“ an und sehe sich mit diesen verbunden; und dann gibt es noch die pluralistische Sicht, nach der in allen Kirchen die Kirche Jesu Christi in gleicher Weise in Erscheinung trete. Diese unterschiedlichen Positionen

werden jeweils durchaus selbstbewusst vertreten, ob durch theoretische Erklärungen oder im praktischen Verhalten. Sich über das eine oder andere ekklesiologische Selbstverständnis und dessen Auswirkungen z. B. auf das Problem der Eucharistie- oder Abendmahlsgemeinschaft zu entrüsten, führt nicht weiter. Vielmehr sollte man sich zunächst erst einmal zugestehen, eigene theologische Überzeugungen auch offen sagen zu können, ohne sofort, wenn diese als unangenehm erscheinen, moralisch abgewertet und populistisch in eine antiökumenische Ecke gestellt zu werden. Der Mut zum freien Wort darf nicht nur ein evangelisches Privileg sein. Daraus könnten dann, ohne sich gegenseitig unter Druck zu setzen, fruchtbare Gespräche und zukunftsträchtige Lösungsmöglichkeiten erwachsen.

6.

Momentan haben wir keine gemeinsame Vision einer anzustrebenden Kircheneinheit. Während die katholische Seite sich schon lange von einer „Rückkehrökumene“ verabschiedet hat, aber eine sichtbare Einheit nach vorheriger Lösung der klassischen Kontroversthemata (gegenwärtig vor allem des Kirchen- und Amtsverständnisses) anstrebt, propagiert die evangelische Seite inzwischen immer stärker eine wechselseitige Anerkennung bei bleibenden Differenzen. Auf einmal scheint Einheit unter dem Verdacht von Vermassung, Uniformierung, Zentralismus und Entmündigung in Verruf gekommen und fast zu einem Schreckgespenst geworden zu sein. Stattdessen wird Verschiedenheit neuerdings als das Ideal gepriesen, werden Sonderwege immer mehr zur Normalität gerechnet, sieht man in der Entfremdungs- und Spaltungsgeschichte der Christenheit kaum noch eine Tragik, sondern eher sogar die erfreuliche Entwicklung zu einer größeren „Buntheit“. Ohne Zweifel ist „Einheit in Vielfalt“ ein zukunftsträchtiges Modell und erstrebenswert. Es stellt sich aber die Frage: Wie viel Verschiedenheit ist möglich, ohne die Einheit zu gefährden? Wie viel Einheit ist nötig, damit Vielfalt nicht zur Beliebigkeit verkommt? Welche Unterschiede sind komplementär und welche trennen? Schon jetzt verstehen sich manche Kirchen als „Einheit in Vielfalt“ und sehen sich doch nicht in Einheit mit den anderen.

7.

Immer wieder einmal wird in „Sonntagsreden“ das so genannte Lund-Prinzip (bezieht sich auf die 3. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung 1952), wie es auch von der „Charta oecumenica“ (2001) aufgegriffen wurde, beschworen, wonach die Kirchen möglichst gemeinsam handeln sollten, und nur darin getrennt, wo tiefe Unterschiede der Überzeugung sie dazu zwingen. Bedauerlicherweise zeigt sich in der Praxis aber, dass gemeinsames Handeln vielfach doch noch eher zu den Ausnahmen gehört. Vielleicht verbindet sich damit auch eine Überforderung. So stellt sich z. B. angesichts gravierender kirchlicher Umstrukturierungen auf regionaler Ebene und vor Ort die Frage, wie der Kontakt bei größeren Flächen, weiteren Entfernungen, kleineren Gemeinden und weniger Personal noch lebendig gehalten oder auf andere Weise überzeugend gestaltet werden kann. Gelegentlich hat man aber auch den Eindruck, dass manchmal nicht unbedingt ein Interesse an mehr Gemeinsamkeiten besteht, weil dies eventuell der eigenen Profilierung abträglich sein könnte. Gerade angesichts solcher Ernüchterungen sollte man sich der Herausforderung, soviel wie möglich gemeinsam zu tun, aufs Neue kreativ stellen und nach umsetzbaren Formen Ausschau halten.

8.

Profil zu haben, zeugt von Klarheit und ist angesichts eines zunehmenden Relativismus und einer manchmal „billigen“ Ökumene durchaus begrüßenswert. Das überdeutlich hervorzukehren, kann aber auch Abgrenzungen verschärfen und konfessionalistische Verhaltensweisen wieder aufleben lassen, vor allem, wenn man sehr ausschließlich argumentiert oder sich durch den Widerspruch zum anderen definiert. Irrig wäre es dabei z. B. zu meinen, die eine Seite gründe auf dem Evangelium und die andere habe sich ihre Lehre irgendwie willkürlich ausgedacht. Katholische und orthodoxe wie evangelische Christen gehen gemeinsam auf die Heilige Schrift zurück, deuten sie aber dann im Licht ihrer jeweiligen „Gewährsmänner“ (Kirchenväter oder Reformatoren). Besser wäre es darum vielleicht, von Stärken oder Schätzen zu reden, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen und heute alle bei der Suche nach einer wahrhaftigen und versöhnten Einheit anregen könnten.

9.

Angesichts des 2017 anstehenden Gedenkens an die Reformation vor 500 Jahren und der schon begonnenen „Lutherdekade“ stellt sich erneut die Frage nach der geschichtlichen Deutung dieses Ereignisses und der Person Martin Luthers. Glorifizierten ihn evangelische Christen früher häufig als „Glaubenshelden“; „Heiligen der Nation“ oder „neuen Kirchenstifter“, sahen katholische Christen in ihm den „abgefallenen Mönch“ und „halsstarrigen Häretiker“. Schon seit längerem sind beide Seiten zu einer differenzierteren Sicht gekommen. Dazu gehört auch, dass Luthers ursprüngliche Intention nicht die Spaltung der Kirche gewesen sei, sondern deren tief greifende Reform an Haupt und Gliedern. Dass es dann aber doch zu jener unheilvollen Entwicklung kam, ist nicht allein ihm anzulasten. Die ökumenische Bewegung der letzten Jahrzehnte mit ihren theologischen Gesprächen und praktischen Annäherungen hat es schließlich sogar möglich werden lassen, Luther evangelischer- wie katholischerseits gemeinsam als „Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“ sehen zu können. Damit ist Luther für Katholiken nicht etwa sprunghaft zum Heiligen geworden; er stellt aber inzwischen auch für sie eine geistliche und theologische Herausforderung dar, an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt. Auf dieser Grundlage könnte sich in den nächsten Jahren ökumenisch noch mehr entwickeln: vielleicht auch eine gemeinsame Interpretation der damaligen Vorgänge und ihrer Wirkungsgeschichte. Dies aber hängt von beiden Seiten ab. Wünschenswert wäre dabei auch, evangelischerseits noch deutlicher zu klären, in welchem Verhältnis man sich heutzutage zur Kirche der ersten anderthalb Jahrtausende sieht: in deutlichem Widerspruch dazu als eine Neugründung oder in gewisser Kontinuität als die „durch die Reformation hindurchgegangene katholische Kirche“ (so Bischof Wolfgang Huber). Nach wie vor bleibt die spannende Frage: Werden evangelische und katholische Christen sich nach der Dekade und dem Gedenkjahr 2017 näher oder ferner sein?

10.

Nach euphorischen Aufbrüchen in der Ökumene und beachtlichen Erfolgen ist es schon seit längerem fast in Mode gekommen, bei Stagnationen oder Irritationen immer wieder eine

„ökumenische Eiszeit“ zu diagnostizieren oder herbeizureden. Sicher ist eine „heilige Ungeduld“ vonnöten, damit man nicht in konfessionalistische Verhaltensweisen zurückfällt oder krampfhaft auf dem Status quo beharrt. Zugleich sollte aber auch bedacht werden, wie schwer sich viele – nicht nur etwa kirchliche Entscheidungsträger und Theologen – mit tief greifenden Reformen und einschneidenden Veränderungen tun. Das dürfte jedoch nicht daran hindern, sich selbst auf geistvolle Weise der Herausforderung nach einer überzeugenderen Einheit der Christen zu stellen. Vor Ort „sitzen wir oftmals im selben Boot“ und teilen Freud und Leid gleichermaßen. Da liegt es an uns, ob wir auf Distanz gehen oder im „Dialog der Liebe und der Wahrheit“ kreativ voranschreiten. Dabei gilt für alle die entscheidende Frage: Sind wir tatsächlich zugunsten einer größeren Einheit bereit, von manchem Abschied zu nehmen, vertrauten Ballast abzuwerfen und uns vom Geist Gottes neue Wege führen zu lassen? Wollen wir das wirklich? Jede Zeit ist zugleich Bewährungs- und Heilszeit.